

<b>Zeitschrift:</b>	Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
<b>Band:</b>	22 (1932)
<b>Heft:</b>	11
<b>Artikel:</b>	Blumenbinden als Liebhaberkunst
<b>Autor:</b>	May, W.
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-637098">https://doi.org/10.5169/seals-637098</a>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

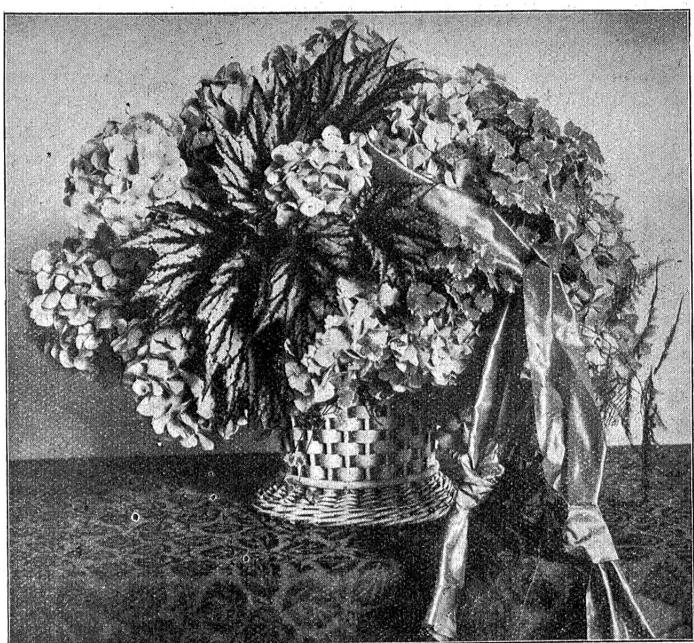
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 23.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



Ein Geschenkkorb, dessen Blumenzier von Garten- und von Fensterpflanzen gebrochen ist.

zur Hand hatte. Und als der Kaspar Hediger zum Mittag herauf kam, glühte Margherita vor Sonne, so hatte sie mit dem Alten das Reinmachen betrieben.

Hallo! scherzte er: Da muß ich das Handwerkszeug rüsten! Und nach dem Essen brachte er richtig zwei Tennis-schläger an, die so verwahrlost wie der Platz oben waren.

Hat Babette damit die Teppiche geslopft? lachte Margherita; und der Kaspar sah die dünnen Darmätschen kopschüttelnd an.

Wir fahren nach Brunnen hinunter, neue zu holen! schlug er vor; aber Margherita wehrte ihm: So weit sind wir vielleicht in einer Woche! und verhehlte noch, daß sie entschlossen war, keinen Schritt aus dem Garten zu tun.

Andern Tags hatte er gleichwohl das Handwerkszeug schon besorgt, und Margherita mußte den leichteren Schläger in der Diele probieren.

Und der andere? fragte sie.

Der andere ist für den Partner! lachte der Doktor, über den ein fröhliches Fieber gefallen war und der auf den taubstummen Karl eifersüchtig zu sein behauptete, weil der den ganzen Tag mit ihr werken dürfe, und ihm habe sie die Treppe hinauf verboten.

Du darfst erst wieder ins Paradies, wenn du dir nicht mehr an dem Tabu die Finger und das Gesicht schwarz machen kannst! verfügte Margherita. Denn obwohl sie beide genau die Worte wogen, das lockende und das drohende: sie waren an dem Nachmittag auf der Plattform frei geworden von Vöckung und Drohung und trieben mit den Worten ihr Spiel, wie sie es sonst trieben.

(Fortsetzung folgt.)

Wohl unglücklich ist der Mann,  
Der unterläßt das, was er kann,  
Und untersagt sich, was er nicht versteht;  
Rein Wunder, daß er zu Grunde geht!

Goethe.

## Blumenbinden als Liebhaberkunst.

Von W. May.

Es ist ein billiges Verhalten, das heutzutage oft und oft beobachtet werden kann, jede nur halbwegs schwierige Tätigkeit als „Kunst“ zu bezeichnen, entweder um dem Körner zu schmeicheln oder um der Tätigkeit jenen Grad von Wichtigkeit und Absonderlichkeit zu verleihen, der notwendig erscheint, ihr einen Sensationswert zu verschaffen.

Ich bin weit davon entfernt, solches Verhalten zu billigen oder gar selbst mitzumachen, aber die Kunst des Blumenbindens ist eine wirkliche Kunst, eine so überaus reizvolle und schöne noch dazu, daß sie verdiente, von jedermann bei Gelegenheit geübt zu werden. Und der Gelegenheiten sind ja so viele: Bei Festlichkeiten, eigenen und fremden, bei Gedächtnissen, in Verbindung mit Geschenken, oder überhaupt nur zum Raumschmuck.

Die Kosten sind gering. Ein paar Blumen, die billigstens bereits, von einer Straßenhändlerin als reizlos zusammengebundener Strauß uns angeboten genügen. Eine schöne Vase, ein Körbchen, eine Schale oder ein einfacher Krug ist wohl in jedem Haushalte vorhanden. Etwas Blumendraht, eine Garnrolle — und unser Handwerkszeug ist bei-einander.

Seltsamerweise war es der östliche Mensch, der das Gebinde zuerst als freies, nur auf sich selbst bestehendes Kunstwerk heranbildete und anerkannte, der Japaner. Die japanischen Blumenmeister, die uns heute noch unerreichten Vorbilder, suchten dabei auf einer alten, ästhetischen Tradition ihres Volkes, die das ganze Dasein, von der feierlichen symbolhaften Teezeremonie des Samurai bis zum höfisch-vornehmen Empfang nach alter Etikette, die uns heute noch mancher Kuli an der Türe seiner ärmlichen Hütte bietet, durchdrängt hat. Ganz Japan, klein und groß, arm und reich kennt diese liebliche Kunst der Blumen und pflegt sie und der geschmückte Hausaltar bietet immer wieder ein neues Feld. So wie in Landkirchen bäuerliche Schmuckkunst immer wieder den Gottesraum zierte.

Demütig und klug naht sich der Japaner dem Naturganzen wie der einzelnen Blüte. Sie gilt, ob sie schön ist oder nicht, nach unseren Begriffen, er, der Binder ist nichts dagegen, ist ihr respektvoller Diener. So erkannte der Japaner in Wirklichkeit die Schönheit des einzelnen Blattes, der einzelnen Blüte, selbst des trümm gewachsenen, uns unansehnlich erscheinenden Zweiges und aus dieser Aufgeschlossenheit gegen die Schönheit, die jedem Pflanzenwesen innenwohnt, vermochte und vermag er jene vorbildlichen Schöpfungen zu erfinden, die den Ruhm der japanischen Bindenkunst ausmachen.

Der Westen Europas steht dem Blumengebinde zunächst fremd gegenüber. Wir hören in unseren alten Sagen und der alten Geschichte fast nichts, was wir als Zeugnis der Blumenkunst unserer Vorfahren aufnehmen könnten. Erst das frühe Mittelalter erbrachte im Verein mit dem Jahreszeitenkranz, dem Volkstanz, Reihen oder Reigen den Kranz als erste Bindeform. Graphik und zeitgenössische Bildkunst zeigen ihn als ein meist kunstloses Gebinde, wie es eben aus dem rund gebogenen Zweig entstand. Das spätere Mittelalter brachte, insbesondere in der Architektur, den Früchte- oder Blütenkranz und die Girlande, was wohl auf die Befruchtung unserer Kunst durch den italienischen Süden zurückzuführen sein wird. Daneben erscheinen einzelne Blumen oder Blüten häufig in der Hand der Porträtierten, sodaß geschlossen werden kann, daß das Ansteck- und Traggebinde damals sich einbürgerte. Diese späte Zuneigung zum Blumenschmuck an Mensch und Heim ist nicht zufällig und geht Hand in Hand mit der Entdeckung der

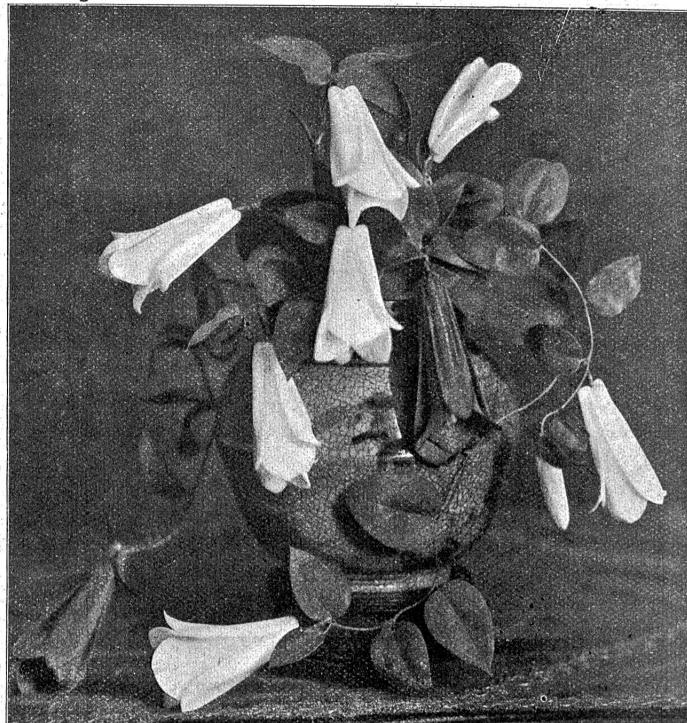
Landschaft und ihrer Schönheit durch Mensch und Kunst.

Erst im Barock treffen wir auf das Straußgebinde und den Innenraumschmuck mit Blumen, die an Kunst und Künstlichkeit im Rokoko Orgien feiern. Der kräftige Ansatz, den die Bindeskunst im Barock nahm und die Vollendung, die ihrer Technik im Rokoko entstand, beide verflachten wieder in der Romantik, die die natürliche Freude an den Blumen verlor und an deren Stelle eine sentimentale und rührselige Betrachtungsart setzte, die die Blume nur noch in literarischen und poetischen Zusammenhängen gelten ließ. Das hatte ein nur indirektes Verhältnis, eine verbogene Beziehung zwischen Blume und Mensch, zur Folge, die zu jenem Kitsch verführte, der sich tapfer bis in die Zeit der Jahrhundertwende hinein erhielt und sogar heute noch auf unzähligen Postkarten fortlebt.

Der Widerwille gegen diese Verkitschung ist es nicht zuletzt, der auch heute noch viele Menschen gegen die Blumen und Blüten voreingenommen sein lässt oder gar die verlachen macht, die die Blumen lieben und sich mit ihnen befassen. Um so mehr sollten sich vornehmlich unsere Frauen dem reizvollen Blumenspiel wieder widmen und ihren eigenen, kräftigen Gegenwartsstil dem altgewohnten Kitsch entgegensetzen.

Betrachten wir einmal näher die Schöpfungen jener Epoche, schon um zu lernen, wie wir es nicht machen sollen. Wir werden dann bald erkennen, daß sie ohne Wissen um das Blumenindividuum, seine Natur, seine Leibesform und seine eigentliche Schönheit zustande kamen. Das alte Bouquet ließ die Blüten und Blumen nur in Masse als Farbenkomposition in Erscheinung treten, die einzelne Blüte, ihre Eigenart und Schönheit spielte dabei kaum eine Rolle. Rücksichtslos waren häufig die Blütenköpfe zur Fläche ineinander gepreßt. Man hätte ähnliche Wirkungen gerade so gut mit künstlichen Blüten erreichen können und tatsächlich war ja auch die Zeit unserer Urgroßväter und Großväter die üble Zeit der Papier- und Wachsblumen. Hierher stammen auch die so „schönen“ Papierblumengirlanden, die heute noch die „Festräume“ kleiner Vereinchen schmücken. Die Girlande vollends war ohne Rücksicht auf das Naturwesen Pflanze gedreht, war nicht mehr Gebinde, sondern ein ganz architektonisch gedachter Formkörper. Diese Irrtümer entstanden alle leichtlich aus einer typisch „europäischen“ Naturanschauung: Der Mensch als „Herrsscher“ der Natur, die sich ihm zu fügen hat auch wider ihre natürliche Bestimmung, auch in Verwendungen entgegen ihrer natürlichen Schönheit. Immer war das Stilerleben, Formungserlebnis und Farberlebnis größer als das reine Naturerlebnis.

Heute stehen wir der Natur anders gegenüber. Wir achten sie wieder, haben wieder mehr Ehrfurcht vor der Schönheit des einzelnen Blütenwesens. Wir Menschen der Hochzeit der Technik wenden uns nicht von den Blumen ab, sondern ihnen zu, sehen in ihnen das Unerreichbare verkörpert, das unserer Technik immer unmöglich bleiben wird. So werfen wir im Gebinde alle malerischen oder architektonischen Absichten entschlossen beiseite und freuen uns wieder der natürlichen Schönheit von Blüte und Blatt, Zweig und Organismus. Wir geben ihnen deshalb eine frei und zwanglose Anordnung und hüten uns allzu sehr mit der Masse zu arbeiten. Ein altes Bouquet gibt heute fünf und mehr freie Arrangements ab. Wir lieben heute die Blume ohne Sentimentalität, wir ordnen sie ohne künstelnde Effekttheatralie, lassen im Gebinde die Blume wirken und nicht uns, helfen ihr dazu wirken zu können und treten hinter dieser Absicht selbst zurück. Wir sehen auch in den Pflanzen nicht mehr unwirkliche, elfenhafte Wesen, sondern



Ein paar Blüten sind in einer niederen Vase anzutragen. Ein Kunstwerk! Wie hier ein Blatt, dort eine Stillline das Bild „macht“, wie die Blüten im Blattwerk verteilt sind, wie die eine Ranke herabfällt und die Verbindung mit dem Standort aufnimmt, das alles zeigt Geschmack und meisterliche Hand.

Formen kraftvoller Schönheit. Solcherart ordnen sich die Blumen unserem Weltbild ein und wir wollen sie nicht vermissen. Die moderne Architektur gönnt ihnen den besten Platz in unseren Wohnräumen und das Kunstgewerbe sorgt heute mehr denn je für Töpfe, Vasen und Gefäßformen, unsere Lieblinge aufzunehmen.

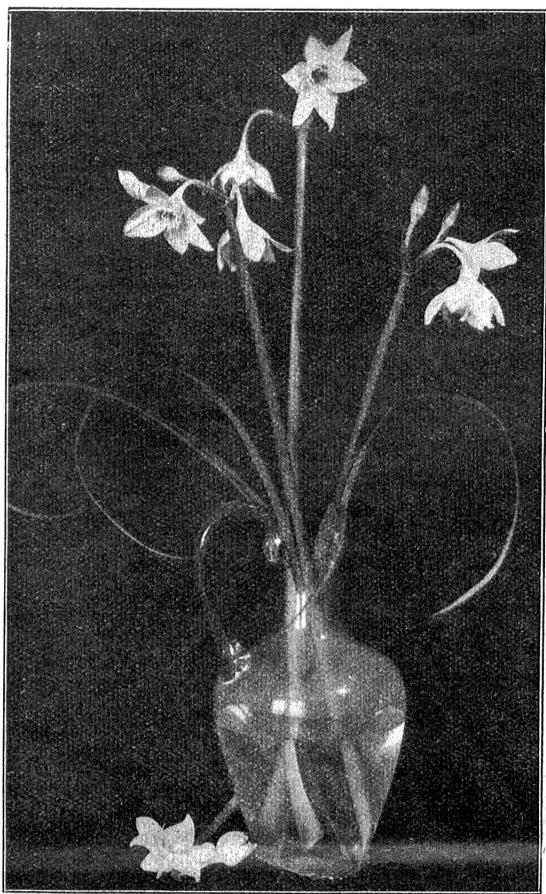
In die Augen fällt die enge Verwandtschaft moderner Bindeskunst mit dem japanischen Vorbild. Wie dieses Volk der Japaner imstande ist, gewaltige politische und staatliche Schöpferkraft, hohe Kriegstüchtigkeit mit besserer Technik und kaufmännischer Energie zu vereinen mit einer demütigen und klugen Blumenliebe, so zielt auch unser modernes Weltbild darauf ab die Synthese zu finden zwischen Traum und Realität, Schönheit und Kraft, Macht und Verzicht. Diese Synthese auszudrücken ist die künstlerische Aufgabe der modernen Bindeskunst, wie jeder Kunst unserer Zeit überhaupt. Wenn wir auch nur Amateure sind, wir wollen in unseren Gebinden uns unserer Zeit und unserem Gegenwartswillen Ausdruck verleihen. Ausdrücken aber ist die Tätigkeit des Künstlers.

### Amselruf.

Bon letzter Sonnenlebe trunken glühten  
Drei Rosenwölklein im Abendfeld,  
Und aus dem Silberhorn des Mondes sprühten  
Die ersten blauen Funken in die Welt.

Da rieselte aus zarten Birkenzweigen  
Wie Perlen klar der erste Amselzug,  
Der in das dämmertote Winterzweigen  
Wie Götterruf aus blauem Himmel lang.

Schon regt die Schöpferhand sich, neu zu schmücken  
Mit Blumenliedern jeden Lahlen Hain.  
Die starre Erde bebt vor Entzücken.  
Nun kann der Frühling nicht mehr ferne sein. gr. Höhmann.



Narzissen im Glaskrug. Die Anordnung der Blattrippen und Stengel ist ausgezeichnet gelungen. Der Henkel des Kruges findet in der Biegung der frontalen Blätter einen stilistischen Ausgleich, der zugleich den langstieligen Charakter der Pflanze ausprägt.

## Das indische Problem vor seiner Lösung?

Von Jo. Henry Büchi, London.

Es wird kein Mensch behaupten, daß die Engländer aus moralischen Gründen nach Indien gingen oder aus ethischen Gründen dort Meister bleiben wollen. Sie wollen mit Indien Handel treiben und dabei Geld verdienen, und sie wollen nicht, daß ihren Söhnen die Laufbahn eines indischen Staatsbeamten verschlossen werde oder daß ihr in Indien investiertes Kapital als rechtlos erklärt werde. Aber da sie nun einmal das Steuer in ihrer Hand haben, so wollen und müssen sie sich auch notgedrungen den mehr sozialen Aufgaben einer Landesverwaltung widmen. Aber warum denn kann dies nicht alles eben so gut erreicht werden unter einer selbständigen Indischen Dominion-Regierung und -Verfassung?

Man kann ruhig sagen, daß der Lösung eigentlich sehr wenig im Wege stünde, wenn die Engländer nur den Weg sehen könnten, den indischen Bauern reicher zu machen, ohne daß die indische Industrie ihnen zur Konkurrentin auf den eigenen Märkten wie auf den Weltmärkten würde. Alles andere ist Nebensache. Leider kann man von einem Volke, das selbst alle zehn Jahre eine wirtschaftliche Slimming-Kur (Entfettungskur) durchmachen muß, kaum erwarten, daß seine Leiter für das Untertanenvolk ein besseres Rezept haben als für das eigene Volk. Welches aber sind die Umstände, die Indien darnieder halten?

Man bedenke, daß Indien mit Burma zusammen etwa 112 mal so groß ist wie die Schweiz und über 80 mal so viele Einwohner hat. Und von diesen Einwohnern sind ungefähr 73 Prozent, also fast drei Viertel, von Landwirtschaft und Ackerbau abhängig. Nur ein Fünftel Prozent arbeitet im Bergbau, in der eigentlichen Industrie zehn Prozent, in Transport anderthalb Prozent, während in öffentlicher Verwaltung auch nur anderthalb Prozent, der Rest in Kleingewerbe und Kleinhandel u. s. f. sich betätigen.

Wir sehen, daß nur eine sehr kleine Verwaltungsklasse vorhanden ist, und trotzdem nehmen die Verwaltungskosten einen ungebührlich großen Teil des Steuerertrages weg. Im Verhältnis zum Gesamteinkommen pro Person ist Indien am höchsten besteuert und hat die teuerste Verwaltung. Man wird erstaunen, aber es ist wahr, daß das jährliche Einkommen per Kopf der Bevölkerung etwa Fr. 100 in Schweizerwährung beträgt. Darin sind die Einkommen der Handvoll Prinzen und Würdenträger eingerechnet. Man wird ohne weiteres begreifen, daß bei einem solchen Einkommen jede Verwaltungsausgabe zu teuer ist. Indien „vermag“ einfach seine Verwaltung nicht. Das ist alles.

Es ist schwierig zu sagen, wie Indien stünde ohne englische Invasion. Brooks Adams, ein englischer Geschichtsforscher, kommt zu dem Resultat, daß die Invasion Englands Indien am meisten Schaden zufügte durch die nachfolgende Ausfuhr von Gold und Silber. Englands Industrie, so sagt er, verdankt ihr Leben nicht der Dampfmaschine und dem mechanischen Webstuhl — es kostete Watts weniger Mühe und Zeit, seine Dampfmaschine zu erfinden und zu bauen, als sie an den Mann zu bringen —, sondern sie verdankt den Aufschwung dem Zufluss der indischen Beute in Gold und Silber. So weit Brooks Adams. Und man muß ihm ohne weiteres zustimmen, wenn man etwas aus der Geschichte des Geldwesens und der damit verbundenen wirtschaftlichen Zusammenhänge gelernt hat. Eine entsprechende Zollpolitik Englands Indien gegenüber, anfangs des letzten Jahrhunderts, tat das ihrige, die noch vorhandene indische Industrie und ihre Handelsschiffahrt zu Grunde zu richten. Waren doch noch zu jener Zeit die indischen Handels- und Kriegsschiffe in Ausführung und in Seefähigkeit den englischen bei weitem überlegen.

Nun hat das indische Volk seit jeher sich darin vergnügt, in guten Zeiten Ersparnisse in Schmud anzulegen. Es verkleinerte selbst in Zeiten der Blüte und guter Ernten den Umlauf von Geld, indem es das edle Metall verschätzte, eben in der Form von weiblichem Schmud. In Zeiten der Not wurde das Metall wieder seinem geldlichen Zweck zurückgegeben und so die Geldmenge vergrößert und die Not geändert durch größere Arbeits- und Verdienstmöglichkeiten. Diese Gewohnheit ist auch heute noch sehr stark, trotzdem die Silberprägung nicht mehr frei ist und Silbergeld nur als Scheidemünzen umläuft.

Nun müssen wir diese einzelnen Punkte in eine gewisse Ordnung stellen, um einen Überblick zu erhalten.

Betrachten wir vorerst die Verwaltung. Diese besteht auch heute noch in den höheren Graden fast ausschließlich in den niederen Graden zum Teil aus Nichtindieren. Eine bedeutende Besatzungsarmee britischer Herkunft muß bezahlt werden, gleichzeitig mit der indischen Armee. Die großen Exporthäuser und Importhäuser, nun auch die Schiffsgesellschaften, sind fast alle britisch und beschäftigen eine Menge britischer Angestellter.

Was ist die Folge? Ein großer Teil der Saläre dieser Nichtindier geht nach England u. als Ersparnisse oder als Zahlung für die Schulung der Kinder in England, als Unterstützung älterer Familienmitglieder u. s. Die Pensionen hat Indien zu zahlen, aber diese werden sozusagen ausschließlich außerhalb Indiens verzehrt. So mit den Ingenieuren, die Bewässerungsanlagen, Eisenbahnen u. s. bauen in Indien. Wohl hätte man Material genug für alle diese Posten, aber durch die Personalpolitik der englischen Regierung in